

Berlin: Die Stadt vermüllt – die Politik schaut zu Seite 40

# Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Samstag, 16. September 2023 · Nr. 215 · 244 Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.90

## Putin ist nicht unbezwingbar

Die Gegenoffensive der Ukraine verläuft langsamer als erhofft, aber sie ist nicht gescheitert. Auch aus anderen Gründen ist es der falsche Moment, die Ukrainer zu Verhandlungen mit Moskau zu drängen. Von A...

«In unserem Heimatland lassen wir keinen Fremden herrschen», singen die Ukrainerinnen und Ukrainer in ihrer Nationalhymne. Was für die meisten Völker eine Selbstverständlichkeit ist, steht in der Ukraine im Zentrum einer blutigen Bewährungsprobe. Ein Sechstel des Landes befindet sich in der Hand der russischen Okkupanten, und die vier gut drei Monate gestartete Gegenoffensive hat daran kaum etwas verändert. Nur 240 Quadratkilometer konnten die Truppen Kiess an der Südfront freikämpfen. Der ersichtliche grosse Durchbruch in Richtung Asowisches Meer ist ausgeblieben.

Angelehnt an Bilder von Soldaten, die in den Minenstreifen umkommen, nagen die Zweifel – im Westen noch mehr als in der Ukraine selber. Die Nato-Staaten lassen sich zwar keine Frustration anmerken. Aber die Debatte darüber, ob es eine militärische Lösung in diesem Krieg gibt, hat neue Nahrung erhalten. Das Wort «Patissituation» macht die Runde. Es werden Parallelen zur Sinnlosigkeit der Stellungskämpfe im Ersten Weltkrieg gezogen, und verschiedentlich ertönt der Ruf nach Friedensverhandlungen mit Moskau. Die dabei gemachten Vorschläge haben jedoch alle eine Gemeinsamkeit: eine verzerrte Wahrnehmung der Lage und unrealistische Vorstellungen davon, was Verhandlungen bewirken könnten.

### Minenfelder überwunden

Das Problem beginnt beim vorschnellen Urteil. Die Gegenoffensive sei gescheitert. Ihre Resultate sind gewiss nicht berauschend. Die zum Teil mit westlichen Panzern ausgerüsteten ukrainischen Verbände stiessen entlang der Hauptangriffslinien in der Provinz Saporischja nur zehn Kilometer vor. Bis nach Melitopol, der für die Kontrolle der Region zentralen Stadt, sind es weitere siebenzig Kilometer. Dieses Zahlenverhältnis allein ist jedoch irreführend, denn die stärksten russischen Stellungen befinden sich im ersten Drittel dieser Strecke. An einem Abschnitt sind die Ukrainer kürzlich über die vordehnte von drei Hauptverteidigungslinien vorgestoßen. Sie haben damit gezeigt, dass die russischen Minenfelder überwindbar sind.

Niemand weiss, ob der Vormarsch in bisherigen Tempo weitergeht oder wegen zu hoher Verluste zum Erliegen kommt. Das dürften erst die nächsten Monate zeigen. Denn entscheidend ist nicht der einzelne Geländegewinn, sondern das Verhältnis der militärischen Abnutzung, also das Ataxmas, in dem die Kriegsparteien Truppen- und Materialverluste erleiden, die sie nicht ersetzen können. Dieses lässt sich nicht beziffern. Aber selbst wenn die Offensive verebbt, heisst dies nicht, dass Kiew militärisch am Ende des Lateins ist. Naheliegender wäre dann vielmehr die Anpassung der Strategie. Die bereits zugesagte Lieferung von Kampffjets und präzisionsgeführten Bomben mit hoher Reichweite wird die militärische Gleichung ohnehin verschieben.

Irreführend sind auch manche der vorgebrachten historischen Analogien. Die Schlacht von Verdun, in der 1916 Hunderttausende von Franzosen und Deutschen verbluteten, ist im europäischen Gedächtnis als Inbegriff des sinnlosen Stellungskrieges haftengeblieben. Würde man nicht besser gleich einen Kompromiss schliessen, wenn sich auf dem Schlachtfeld absehbar nichts mehr erreichen lässt? Der Erste Weltkrieg wäre dann allerdings sehr anders verlaufen. Das Deutsche Kaiserreich hätte seine Eroberungen bis Nordfrankreich abgebrochen, sich als dominante Macht auf dem Kontinent etabliert und den revolutionären Wandel zur demokratischen Republik verpasst. Auch die Intervention der USA in Europa wäre ausgeblieben, wahrscheinlich hätte sogar die Habsburgermonarchie ihren Gang auf den berühmten «Abfallhaufen der Geschichte» noch eine Weile hinausgezögert.

Das Beispiel jenes Weltkriegs zeigt, dass Konflikte oft überraschende Entwicklungen auslösen und vermeintlich starre Fronten keine zuverlässige Prognose erlauben. So hat niemand zu Beginn der Ukraine-Invasion im Februar 2022 vorausgesehen, dass Moskau in der Folge erfahren musste: den Verlust von mehr als der Hälfte seiner Kampfpanzer, die blitzartige Befreiung der Provinz Charkiw oder den körperlichen Marsch einer russischen Soldateska in Richtung Moskau. Der Krieg wird auch weitere unerwartete Wendungen nehmen. Es ist besser vorbereitet zu sein, als sich in Verhandlungen. Die Befürworter wollen dies nicht wahrhaben – sie haben entweder einen Dialog beginnen und sich herausheulen lassen. Verloren ist nicht solchem Wunsche. Russland muss meist ein Abbild der Kräfteverhältnisse. Bei dem Putin-Regime ein Vetter. Wie sähe er aus? Diplomaten pflegen verschiedene «Körbe» zu behandeln. Im Fall Ukraine sind dies Territoriales, Sicherheits-, Sanktionen sowie Humanitarianfragen ist das Waffenstillstandsabkommen. Russland eroberte Gebieten feste würde Moskau auf eine Einigung bliebe. Ein Einigung bliebe. Die Ukraine umgekehrt. Beides ist derzeit ist einzig ein humanitäres Kriegesgefangenen. Ein solches Verhör würde die Endphase des Krieges aber keinen echten hätte damit seinen Lauf und wäre in seiner weitwärtigen Grossmachtgenozidale Phantasmagorie keine keimfreie Gärung. Selbst das erhoffte Ziel, die europäischen Sicherheitsordnung zu zerstören. Seine Zusagen sind gebrochen. Seine Zusagen sind gebrochen. Seine Zusagen sind gebrochen. Seine Zusagen sind gebrochen.

wahrhaben – sie haben entweder einen Dialog beginnen und sich herausheulen lassen. Verloren ist nicht solchem Wunsche. Russland muss meist ein Abbild der Kräfteverhältnisse. Bei dem Putin-Regime ein Vetter. Wie sähe er aus? Diplomaten pflegen verschiedene «Körbe» zu behandeln. Im Fall Ukraine sind dies Territoriales, Sicherheits-, Sanktionen sowie Humanitarianfragen ist das Waffenstillstandsabkommen. Russland eroberte Gebieten feste würde Moskau auf eine Einigung bliebe. Ein Einigung bliebe. Die Ukraine umgekehrt. Beides ist derzeit ist einzig ein humanitäres Kriegesgefangenen. Ein solches Verhör würde die Endphase des Krieges aber keinen echten hätte damit seinen Lauf und wäre in seiner weitwärtigen Grossmachtgenozidale Phantasmagorie keine keimfreie Gärung. Selbst das erhoffte Ziel, die europäischen Sicherheitsordnung zu zerstören. Seine Zusagen sind gebrochen. Seine Zusagen sind gebrochen. Seine Zusagen sind gebrochen. Seine Zusagen sind gebrochen.

Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben.

Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben.

Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben.

Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben. Wenn pensionierte deutsche Sicherheitspolitik der «Friedensbesessenen» überlässt, muss der Westen aufrufen lassen, nur dies eine erregungsgaben.

REICHMUTH & CO  
PRIVATANLAGEN



**«Welcher Anlagentyp sind Sie?»**

Lesen Sie den Check-Up

### «Eine Diskussion über neue Kernkraftwerke ist heute missig»

Bundesrat Albert Rösti will keine Verzögerungen beim Bau von Solar- oder Windanlagen

Früher hat er gegen die Energiestrategie gekämpft, jetzt muss er sie durchsetzen – auch gegen die eigene Partei. Albert Rösti, SVP-Bundesrat seit Anfang Jahr. Der Energieminister zeigt sich im Interview mit der NZZ fest entschlossen, den Volksentscheid zu akzeptieren und in die Tat umzusetzen. Das «Allerwichtigste» sei jetzt, das nach wie vor drohende Risiko einer Strommangelge in Winter zu überwinden. Die dringend benötigten zusätzlichen Kapazitäten lassen sich nur mit Energie aus Sonne, Wind und Wasser bereitstellen. Deshalb spricht sich Rösti in unerwarteter Deutlichkeit dagegen aus, heute eine Diskussion über den Bau neuer Atomkraftwerke (AKW) zu führen. «Ich habe im Moment wirklich gar kein Interesse, eine solche Debatte loszutreten», sagt Rösti, der sich vor seiner Wahl in den Bundesrat stets für diese Option ausgesprochen hatte. Nun aber, in der neuen Rolle, sagt er: «Die Diskussion über neue Kernkraftwerke ist heute missig – wenn nicht sogar kontraproduktiv». Rösti befürchtet, dass eine AKW-Debatte zu weiteren Verzögerungen beim Bau neuer Solar- oder Windanlagen führen könnte. «Wir brauchen den zusätzlichen Strom dringend. Es wäre gefährlich, diese Bemühungen mit Grundsattdiskussionen zu torpedieren.» Dies umso mehr, als sich die unmittelbaren Probleme mit neuen Kernkraft-

WÖCHENEN

### Ein Luxushotel in der Hand der Taliban

Das afghanische Regime verlangt, dass Taliban und Nichttaliban zusammenarbeiten. Kann das gutgehen? Ein Besuch in Kabul. Seite 42–47



Rainer E. Gut: Der Ex-Präsident der CS ist tot – er war ein Erfolgsmanager einer anderen Epoche Seite 35

# Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Samstag, 14. Oktober 2023 · Nr. 239 · 244. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5.90

## Zwei Zäsuren im Nahen Osten

Israel hat die Hamas unterschätzt und zahlt dafür einen hohen Preis. Doch es geht in diesem Krieg nicht nur um Israel. Westliche Ordnungsvorstellungen stehen unter Druck, in der Ukraine wie im Nahen Osten. Von Eric Gujer

Die Erkenntnis ist nicht neu, aber sie hat nichts von ihrer Gültigkeit verloren: Israel kann sich keine Schwäche erlauben. Das Land gab sich in den letzten Monaten einem ausufernden Kulturkampf um die Justiz hin und vernachlässigte darüber die eigene Sicherheit. Es war eine Frage der Zeit, bis die Feinde Israels das ausnutzen würden: Israel kann sich keine Schwäche erlauben. Das unterscheidet die einzige Demokratie im Nahen Osten von den westlichen Demokratien, die nie müde werden, den jüdischen Staat mit guten Ratschlägen heimzusuchen. Aber Amerikaner, Schweizer oder Deutsche müssen nicht fürchten, zu Hunderten ermordet, entführt, misshandelt und wie Vieh zur Schau gestellt zu werden.

### Eine neue Art von Krieg

Die Europäer sind Meister der selektiven Wahrnehmung. Sie überziehen Israel mit moralischen Forderungen, als wäre es eine normale Demokratie, blenden aber die Bedrohung aus. Die Solidarität nach einem Terroranschlag endet, wenn Israel sich zu wehren beginnt. Bisher spielte die Hamas gekonnt damit. Der Raketenterror war abstrakt und anonym, die Zahl der israelischen Opfer gering, und nach einer Woche kehrte wieder Ruhe ein. Zurück blieben die Bilder rauchender Trümmer im Gazastreifen. Das ist nun anders. Der palästinensische Widerstand hat sich zur Kennlichkeit eingestellt. Zum Vorschein kommt unverhüllte Barbarei. Für den Palästinakonflikt bedeutet das eine Zäsur – es ist die einzige in der Region.

Es wird sich zeigen, ob die Europäer diesmal ihre Selbstgerechtigkeit zu zügeln vermögen. Der Krieg in der Ukraine hat vielen die Augen geöffnet. In einer von Gewalt und dem Recht des Stärkeren beherrschten Welt sind militärische Macht und Selbstbehauptungswille unabdingbar. Die Israelis haben dies immer gewünscht. Es war Westeuropa, das sich die Welt gemäss seinen idealistischen Vorstellungen zurechtlegte und den jüdischen Staat für dessen Härte kritisierte. Nach der Ukraine bedeutet der Gazakrieg die nächste Lektion in Realpolitik. In den letzten Jahren sind manche Illusionen

kolliert, weshalb viele glauben, die Welt sei heute in einem besonders schlechten und konfliktträchtigen Zustand. Vielleicht hat aber auch nur die Neigung zum Selbstbetrug abgenommen.

Die Hamas bezieht ihre Legitimation aus ihrer Rolle als Totdeif Israel. Sie diskreditierte die Fatah als Lakaien der Juden und die Politik des Ausgleichs als Schwäche, was sie zur populärsten Kraft in Palästina machte. Sie wird sich nie ändern und nie mässigen. Das bedroht Israel zwar nicht existenziell. Hamas im Süden und Hizbullah im Norden können Israel nicht vernichten, aber sie können das Land in einen Krieg mit Tausenden von Toten hineinziehen.

Israel unterschätzte die Gefahr. Man verliess sich darauf, die Hamas jederzeit militärisch unter Kontrolle halten zu können. Hinzu kam eine politische Fehlkalkulation. Israel nahm an, der Gegner werde es bei Nadelstichen und kurzen Raketenkampagnen belassen, um seine Existenz nicht auf Spiel zu setzen. Doch die Hamas brach aus dieser Logik aus. Sie wollte das Gleichgewicht des Schreckens zu ihren Gunsten verändern.

Blindes Vertrauen in die eigene Überlegenheit endet meist in Hybris. Hochmut ist der eigentliche Grund, warum Israel jetzt überrumpelt wurde. Darin ähnelt die Lage dem Jom-Kippur-Krieg. Die Führung um Golda Meir glaubte, die Araber seien nach der Blamage im Sechstagekrieg paralytisiert. So schlug man alle Warnzeichen in den Wind.

Wieder muss Israel seine Strategie grundlegend überprüfen. Für den Einsatz von Bodentruppen gelten drei limitierende Faktoren. Überbautes und von einem Tunnelsystem durchzogenes Gebiet lässt sich nur unter hohem Blutzoll erobern. Israel will zudem die Annäherung an die Araber und besonders Saudiarabien nicht gefährden. Eine Besetzung des Gazastreifens wäre da kontraproduktiv. Drittens hat Israel wenig Erfahrungen mit Grossoperationen am Boden, weil das Land diese seit dem traumatischen Libanonkrieg von 1982 vermeidet und auf seine Luftwaffe setzt.

Doch das Ausmass der Zerstörungen, die von der Hamas begangenen Greuel und Kriegsverbrechen verlangen jetzt Konsequenz und Härte. Ein langer Krieg scheint programmiert. Dass Israel

sämtliche Lieferungen von Wasser, Strom, Treibstoff und Nahrung in den Gazastreifen einstellt, deutet auf einen zermürbenden Abnutzungskampf hin. Ein realistisches Kriegsziel wäre es, den Gegner und seine Infrastruktur so zu dezimieren, dass er länger kampfunfähig wird. Israel wird es jedoch kaum gelingen, die Hamas ganz auszuschalten, zumal sie in der Bevölkerung fest verwurzelt ist.

### Der globale Umsturz

Die geopolitische Lage präsentiert sich in drei konzentrischen Kreisen. Der innerste Kreis ist das lange vernachlässigte Verhältnis zu den Palästinensern. Die Zweistaatenlösung scheiterte nicht an israelischem Starrsinn, wie oft behauptet wird, sie wäre heute schlicht Wahnsinn. Die Räumung des Gazastreifens war militärisch ein Fehler, weil der Feind eine ideale Operationsbasis fand. Gäbe Jerusalem die Kontrolle über das Westjordanland auf, würde sich die Geschichte wiederholen. Dann wäre Israel nicht nur im Norden und im Süden, sondern auch im Osten dauerhaft gefährdet.

Der Konflikt bleibt unlösbar, solange die Palästinenser uneins sind und die Hamas eine Aussöhnung mit den Juden blockiert. Umso wichtiger ist für Israel die Partnerschaft mit arabischen Staaten. Nur diese schafft die strategische Tiefe, um den zentralen Konflikt im zweiten Kreis, nämlich den mit Iran, zu führen. Teheran verfügt mit Hamas und Hizbullah über schlagkräftige Hilfstruppen und ist mit eigenen Einheiten in Syrien und im Irak präsent, also in direkter Nachbarschaft Israels. Ausserdem ist Iran der einzige Staat im Nahen Osten ausser Israel mit nuklearen Fähigkeiten.

Angriffe auf die iranischen Atomfabriken sind zwar Ministerpräsident Netanyahus liebste Drohkulisse, doch hält seine Luftwaffe keinen mehrmonatigen Bombenkrieg gegen gehärtete und so weit entfernte Ziele durch. Es herrscht ein Patt. Israel verfügt nicht über die ihm angedichtete erdrückende Übermacht. Nähern sich Teheran und Riad ernsthaft einander an, würde sich Israels Position massiv verschlechtern. Beim Sturz seines engen Partners, des Schahs von Persien, erlebte der

jüdische Staat schon einmal, was es heisst, wenn die eigene Aussenpolitik über Nacht pulverisiert wird. Auch damals wurde Israel von der Revolution der Mullahs völlig überrascht. Das einzig Berechenbare am Nahen Osten ist seine Unberechenbarkeit.

Der dritte Kreis reicht über die Region hinaus. Es ist kein Zufall, dass Teheran einen Schattenkrieg gegen Israel führt und gemeinsam mit Nordkorea Russland Waffen liefert. Die USA und ihre Verbündeten werden durch eine Staatengruppe herausgefordert, die an mehreren Fronten die Auseinandersetzung sucht. China unterstützt diese Länder politisch und wirtschaftlich und will sich selbst als Schutzmacht am Persischen Golf etablieren. Mit dem Rückzug aus Afghanistan und dem Irak hat der Westen ein Vakuum geschaffen, das andere zu füllen versuchen.

Vor einem halben Jahrhundert, als Nixon und Kissinger Israel im Jom-Kippur-Krieg massiv unterstützten, stiegen die USA zur Vormacht im Nahen Osten auf. Der Einfluss der Sowjetunion schwand, Ägypten wechselte ins amerikanische Lager. Diese Dominanz geht zu Ende. Einerseits, weil die USA das Interesse an der Region verloren haben; andererseits, weil andere Mächte die Hegemonie infrage stellen. Auch hier eriebt der Nahe Osten eine Zäsur. Ohne sie wäre der Gazakrieg in dieser Vehemenz und Wucht kaum denkbar.

Der Appetit auf einen Umsturz der globalen Machtverhältnisse beschränkt sich nicht auf eine einzelne Region. Die eingesetzten Mittel sind ebenfalls vielfältig: Ein konventioneller Krieg wie in der Ukraine, ein Terrorkrieg wie in Israel oder die gezielte Förderung der Migration sollen westlich orientierte Gesellschaften überfordern und ihren inneren Zusammenhalt zerrütten. Natürlich ist hier kein Mastermind am Werk, aber die Facetten ergänzen sich gleichwohl zu einem stimmigen Bild. Westliche Ordnungen, ob in Osteuropa, Afrika oder dem Nahen Osten, sollen zum Einsturz gebracht werden. Israel ist in diesem geopolitischen Puzzle ein wichtiges Element und als zuverlässigster US-Verbündeter Zielscheibe Nummer eins in der Region. Man muss daher alle drei Kreise zusammendenken. Auch deshalb liegt die Unterstützung Israels heute mehr denn je in westlichem Interesse.

ANZEIGE

I could do that!

NO, YOU CANNOT. BERGOS ART CONSULT. WE'LL EXPLAIN.



HUMAN PRIVATE BANKING BEYOND MONEY

WWW.BERGOS.CH

### Zilla Leutenegger gestaltet die heutige NZZ

Die Schweizer Künstlerin zeichnet für diese Kunstausgabe

phi. Die Kunstfigur Zilla ist omnipräsent in den Zeichnungen, Bildern und Videoarbeiten der Schweizer Künstlerin Zilla Leutenegger. Und heute spaziert diese junge Frau durch die NZZ. Leutenegger, 1968 in Zürich geboren, hat dafür mehrere NZZ-Seiten von August und September dieses Jahres herausgesucht, auf denen sich ihre Zilla-Figuren nun bewegen.

Die von Leutenegger gestalteten Seiten, darunter die Titelseite, sind lose über die heutige NZZ-Kunstausgabe verteilt. Unter den Farben der in Zusammenarbeit mit dem Zürcher Drucker Thomi Wolfensberger entstandenen Monotypen scheinen die Zeitungartikel durch. Derweil steht

Zilla breitbeinig im Jupe da oder flaniert schlaksig in Hosens und Pumps oder Flip-Flops über die Seiten. Einmal lehnt sie sich auch am Seitenrand an. Manchmal wirft sie einen Schlag Schatten auf das Papier, das ihr als weisses Buchstabenfeld dient.

Die NZZ erschliesst man sich eigentlich lesend, Zilla aber tut es spazierend. Die Arbeit an der Sprache sei Arbeit am Gedanken, heisst es beim Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt. Schreiben ist Denken. Für Zilla Leutenegger ist Denken aber vor allem auch Zeichnen. Und im Skizzenhaften ihrer Figuren spiegeln sich die Beweglichkeit und die Freiheit der Gedanken.

Literatur und Kunst, Seite 44, 45

### «Wir brauchen eine Kurtaxe für Zuwanderer»

Der Ökonom Reiner Eichenberger erklärt im Interview seine Idee

berm. · Neuzuwanderer sollen in der Schweiz künftig eine jährliche Abgabe entrichten müssen. Diese Forderung, die in bürgerlichen Kreisen zunehmend auf Sympathie stösst, stellt der Ökonom Reiner Eichenberger. «Wir brauchen einen Aufenthaltspreis», sagt Eichenberger im Gespräch mit der NZZ. Denn wer in die Schweiz einwandere, habe einen enormen Wohlstandsgewinn. Gleichzeitig profitiere er von den Vorleistungen, welche die einheimische Bevölkerung finanziert habe, und er verursache Kosten zulasten der Allgemeinheit. Eichenberger empfiehlt die Einführung von Tagespauschalen, wie bei einer Kurtaxe.

Schweiz, Seite 15

### WOCHENENDE Schüsse ins Herz von Israel

Wie der Schrecken über die Idylle eines Kibbuz hereinbrach: Protokoll eines unfassbaren Gewaltausbruchs im Nahen Osten.

Seite 50–53

René Biederer/Beimig

# Japans Regierung versucht, verheiratete Frauen für den Arbeitsmarkt zu gewinnen

Der Mangel an Arbeitskräften verschärft sich – auch weil das Land bei der Gleichstellung weltweit hinterherhinkt

SONJA BRÄSCHKE: TOKIO  
Die japanische Verfassung stellt Sayaka Otsuka als Mutter dar, die sie zum ersten Mal schwanger wurde. Es ging ihr schlecht und im Büro war die Hitze los. Bald wurde sie das Kind. Die zweite Schwangerschaft ein halbes Jahr später lief nicht besser. Der Arzt schrieb sie krank und riet ihr dringend, sich eine Wolldecke zu schnüren. Nach einer Woche besuchte ihr Chef sie zu Hause. Ihre Abwesenheit sorgte für Probleme, sagte er. Kind und Karriere gleich bedes zu wollen, sei gering. Otsuka ging wieder arbeiten. Sie verlor das Ungeborene erneut. Da kündigte sie.  
Seither ist ein Jahrzehnt vergangen. Otsukas Geschichte erschütterte damals die Öffentlichkeit, gerade weil sich so viele arbeitende Frauen darin wiederkannten. Unter Festangestellten war laut Umfragen des japanischen Gewerkschaftsverbandes Rengo jede fünfte (werdende) Mutter von Diskriminierung betroffen, unter Zeitarbeitskräften jede vierte. Auch heute ist Japan nicht gerade als Land der Gleichstellung bekannt. Im Gender-Gap-Ranking des Weltwirtschaftsforums vom Juni fiel Japan um neun Plätze auf Rang 125 von 146 Ländern – ein Negativrekord und der niedrigste Rang in der Region Asien-Pazifik. Während Japan beim Zugang zum Gesundheitswesen und in der Bildung gut abscheidet, schubst die grosse Gehaltslücke Japan in der Wirtschaft auf Platz 123.

## Wenig Chefinnen

Ministerpräsident Fumio Kishida sucht gegenzusteuern: Seit 2019 müssen zum Beispiel Firmen mit 300 Angestellten geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Bezahlung offenlegen. Im April erklärte er, 30 Prozent der Führungspositionen in Unternehmen bis 2025 besetzen zu wollen. Das ist ein Ziel, das der langjährige Regierungschef Abe allerdings schon 2012 festlegen wollte. Doch trotz der «womenomics», der «Frauenökonomie», die durch Förderung immerhin mehr Frauen in Führungspositionen (2021) auf 24,1 Prozent (2010) auf 24,1 Prozent (2021) gestiegen, wie Daten der Weltbank zeigen. Doch in den Chefpositionen bleiben Frauen mit nur 8 Prozent. Firmen mit mehr als 5000 Angestellten rar. Bei kleinen und mittleren Unternehmen sind es immerhin 21 Prozent. Während Männer fast automatisch die Karriereleiter hinaufklettern, bleibt für Frauen häufig nur der Weg von Zuarbeit, Zeitarbeit oder Teilzeitarbeit. Dieser hat durchaus Vorteile: weni-



Die japanische Regierung will mehr Frauen an den Arbeitsplatz holen. Doch dafür sind schwierige

ger Überstunden, weniger durch die Nächte mit Kunden und Kollegen keine Gefahr, alle paar Jahre an anderen Standort versetzt. Die Nachteile zeigen sich bei der Aufstiegschance. Gehaltszettel: Japanerinnen laut der Beratungsfirma Deloitte die Bilanzen von 2019 bis 2022 der Aufsicht hat. Der Durchschnitt nur rund 67 Prozent der Männer.  
Väter an Auszeit interessiert. Etwas hat sich zumindest über die Diskriminierung von Müttern am Arbeitsplatz. Es ist kein Tabu mehr, sich sehr allein zu beschäftigen. Otsuka im Gespräch mit der Autorin «maternity leave» (Beurlaubung) ist. Auch das japanische Sprichwort «mama no shima» (Mutterinsel) ist. 2014 gründete Otsuka die Hilfsorganisation Mamanet. Sie erhielt sie dafür als einzigen Preis. Trägerinnen aus einem Nichtentwicklungsland den «International Women of Courage Award» von amerikanischen Aus-

ministerium. Dieser Druck von aussen half: Zwei Jahre später erliess Japan ein Antidiskriminierungsgesetz.  
Die neue Chefin von Matahara Net, Naoko Iwasaki, schreibt, dass die Hilfsangebote seither zurückgegangen seien. Generell sei das Bewusstsein bei Firmen, dass sie gegen das Gesetz verstossen würden, gestiegen – ebenso die Angst vor einem Shitstorm in sozialen Netzwerken. Und angesichts des Arbeitskräftemangels erkennen immer mehr Unternehmen, dass sie sich schlechte Publicity nicht leisten können.  
Mitte der achtziger Jahre lautete ein populärer Spruch: «Ein guter Ehemann ist gesund und nicht zu Hause.» Daran hat sich bis heute wenig geändert – ausser, dass sich weniger Familien nach drei Kindern Deflation erlauben können. Eine Frau wie zur Zeit des Wirtschaftswunders «senryu shufu» (Brotfrau) ist. Auch das japanische Ideal der sich aufopferten Mutter, die vor allem in den ersten drei Lebensjahren das Kind prägt und später (beruflich) zurückstecken muss, hat sich nicht geändert. Viele Frauen fühlen sich zwischen Kind und Beruf, Arbeit und Pflege alter-

ni. «Lernen ist ein lebenslanges Ziel», sagt Otsuka. Und die wenigsten Ehemänner sind so engagiert wie ihr Partner, der bei einer Consultingfirma arbeitet. Während sie das Kochen übernimmt, macht er die Wäsche und den Abwasch. «Auch hier besteht für Japan noch Potenzial, die Weichen zu stellen. Denn neben der Höhe des Haushaltseinkommens spielt die Unterstützung durch den Ehepartner bei der Entscheidung für oder gegen Kinder und für oder gegen Karriere eine wichtige Rolle. Ein Umdenken findet bereits statt. So ist es für japanische Männer einfacher geworden, Erziehungsverantwortung zu übernehmen. Würde noch vor wenigen Jahren jeder Mann bejubelt, der eine Woche freinahm, geht nun der Trend zu einem Monat und länger. Laut neuesten Daten nahmen Jüngst 19 Prozent der Mütter nach der Geburt eine Auszeit – allerdings wird schon mitgeteilt, wie auch nur einem einzigen Tag für sein Neugeborenes freinimmt.  
«Was soll das mit den Kindern?»  
Dass Japan angesichts der sichtbaren Fortschritte im Gender-Gap-Report so abgestürzt ist, liegt auch daran, dass sich die Lage in anderen Ländern viel schneller verbessert hat. Gerade in der japanischen Politik besteht für Frauen noch viel Luft nach oben: Mit Rang 138 zählt Japan weltweit zu den Schlusslichtern. Nur jede zehnte Person in Parlamenten ist weiblich. Ministerinnen gibt es noch weniger. Ein Foto vom G-7-Ministertreffen zum Thema Gender im Juni brachte Japan Spott ein – als einziges G-7-Land hatte es einen Mann in das Amt berufen.  
Otsuka, die inzwischen selbst in die Politik eingestiegen ist, kann davon ein Lied singen: «Japans grösstes Problem sind die vielen alten Männer überall, die an ihren Posten festkleben», sagt sie. Symptomatisch für den Mangel an Verständnis gegenüber Frauen und Müttern in der Politik war die Reaktion auf Otsukas Wahlplakat, mit dem sie sich 2019 erstmals für ein politisches Amt bewarb. «Was soll das mit den Kindern?», sei sie gefragt worden. Ihr Plakat zeigte zwei kleine Kinder, die sie umarmten. Es waren ihre eigenen, damals unter einem und zwei Jahre alt.  
Die heute 46-Jährige sitzt seit dem Frühjahr im Bezirksparlament von Aoba in der Millionenstadt Yokohama. Dort ist sie die einzige «Mama-Abgeordnete». Sie hofft nun, durch ihre politische Arbeit trotz zwei kleinen Kindern für andere Frauen als Vorbild zu wirken.

NZZ PRO Global

## Unser Blick voraus auf Weltwirtschaft und Geopolitik.

Zeitenwende und verschärfter Systemwettbewerb: «NZZ PRO Global» bietet Ihnen vertiefte Analysen und umfassende Informationen zu den geopolitischen und weltwirtschaftlichen Entwicklungen.

Lernen Sie uns kennen: [nzz.ch/pro-global](https://www.nzz.ch/pro-global)

Ape

Neue Zürcher Zeitung

# «Wir fliegen zum Mond – und dann zum Mars»

Die wundersame Geschichte der Afonauten – in den 1960er Jahren hegte ein Lehrer aus Sambia Weltraumpläne



Lange war Nkolosos Mondfahrprojekt einfach als Spinnerie abgetan. Heute sieht man es differenzierter.

**FABIAN VRECH**

Frühjahr 1964. Es ist Kalter Krieg, eine Welt mit zwei Polen. Der Wettlauf ins All tritt in seine heisse Phase. Nach dem Sputnik-Schock haben die Amerikaner aufgehört. Noch aber scheinen die Sowjets eine Nase länge voraus. Wer ist als Erster auf dem Mond?

Frühjahr 1964. In Lusaka tritt ein schwarzhäutiger Mann vor die Presse. Er war Soldat und Lehrer, nun hat er andere Pläne. «Wir werden bis Ende dieses Jahres einen Sambiaer auf den Mond schicken», sagt Edward Makoia Nkoloso. Dann flüchtet er: «Manche unserer Ideen sind jenseit der Amerikaner und der Russen um Jahre voraus.»

Von Sambia auf den Mond? Ist das ernst gemeint? Ein britischer Reporter besucht Nkoloso wenig später auf dem Gelände von dessen «Space Academy», einer Farm ausserhalb der Hauptstadt Lusaka. Er trifft auf zwei Astronauten. «Das sind die ersten Schritte zum Mond», sagt Nkoloso. «Wir werden bis Ende dieses Jahres einen Sambiaer auf den Mond schicken», sagt Edward Makoia Nkoloso. Dann flüchtet er: «Manche unserer Ideen sind jenseit der Amerikaner und der Russen um Jahre voraus.»

sagt Nkoloso und zeigt auf den kaum zwei Meter grossen Zylinder hinter ihm. «Ich werde sie von Lusaka aus abfeuern, und sie wird direkt zum Mond fliegen.»

Am Ende des kurzen Fernsehberichts folgt die Einschätzung des angereisten Reporters: «Für die meisten Sambier sind das hier ein Haufen Spinner», sagt der Mann lakonisch. «Nach dem, was ich heute gesehen habe, bin ich geneigt, dem zuzustimmen.»

**Vier Ärzte und kein Ingenieur**

Nkoloso – ein Spinner. Mit diesem Urteil ist der britische Journalist nicht allein. Das Vorhaben des Sambiers wird in Büchern und TV-Beiträgen bis heute als Hirngespinnst eines Verrückten beschrieben. Tatsächlich legt manches dies nahe. Da ist zum einen die damalige Situation in Sambia. Als Nkoloso erstmals von seiner «Space Academy» und der Mondrakete sprach, ist sein Land noch eine britische Kolonie und heisst Botswana. Zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit, die im Oktober 1964 vollzogen wird, besitzen weniger als hundert Sambier einen Hochschulabschluss. Vier Ärzte gibt es

im gesamten Land – und keinen einzigen Ingenieur.

Da ist aber auch Nkoloso selbst. Der Zweifler am Projekt ist. Der 45-Jährige scheint in vielerlei Hinsicht das Gegenteil eines seriösen Weltraum-Aspiranten. Die Idee, auf den Mond zu fliegen, sei ihm gekommen, als man ihm während eines Fluges verboten habe, auszustiegen und auf den Welken zu gehen, sagt er einmal. Auch behauptet er, nach dem Mond gleich den Mars anzusteuern – und zwar mit «einer Astronautin, zwei Katzen und einem christlichen Missionar».

Selbst in Sambia nimmt zu jener Zeit kaum jemand den schwächlichen Mann mit den grossen Plänen ernst. Dem Anliegen, seine Mondrakete am Tag der Unabhängigkeit im Nationalstadion abzufeuern, wird nicht stattgegeben. Auch Nkolosos Finanzierungsgesuche bei der Regierung und bei der Unesco bleiben unerwidert. Wenig später wird die sambische Space Academy eingestiftet.

Doch die Geschichte der Afonauten ist nicht so simpel, wie sie erscheinen mag. Bis das aber klar wurde, vergingen Jahrzehnte. Noch 1989, als Nkoloso starb, galt sein Weltraumvorhaben als

kuriose Episode in der Biografie eines rätselhaften Mannes. Erst in den vergangenen zehn Jahren änderte sich der Blick auf das, was in der Zambian Space Academy vor sechzig Jahren geschehen war.

Einer, der sich stark um eine Revision des Spinner-Narrativs bemühte, ist William Miko. Der sambische Maler und Universitätsdozent kuratierte vergangenes Jahr eine Ausstellung über Nkoloso im sambischen Nationalmuseum. Er bezeichnet ihn als «Künstler» und sagt: «Künstler kommen aus der Zukunft, nicht aus der Vergangenheit.»

Darin sieht er auch den Grund, weshalb Nkolosos Vorhaben damals missverstanden wurde. «Er war seiner Zeit voraus», sagt Miko am Telefon, «und er war ein Intellektueller. Das wurde meist missverstanden.» Natürlich habe Nkoloso gewusst, dass die Vorbereitungen für seine Weltraummission rudimentär waren. «Aber es ging ihm auch darum, zu zeigen, dass die Sambier den Weissen keinesfalls unterlegen sind – und dass auch sie zum Mond fliegen könnten.»

Auch die sambisch-amerikanische Schriftstellerin Namwali Serpell wies vor einigen Jahren darauf hin, dass Nkolosos Afonauten-Geschichte eine zweite, lange übersehene Ebene hat. Nach eingehender Archivrecherche in Lusaka und Gesprächen mit vielen einstigen Wegbegleitern kam sie zum Schluss: Nkolosos Afonauten waren wohl vor allem eine Kritik an der Kolonialherrschaft, eine Art subversive Satire. «Das ist eine Guerilla-Kampagne und eine Propaganda-Kampagne», lässt sie Nkoloso in ihrem Roman «The Old Drift» sagen. «Das ist Cha-Cha-Cha! Wir lassen den weissen Mann zu unserer Musik tanzen!«

**Nkoloso, der Freiheitskämpfer**

Eindeutige Belege für Serpells These gibt es nicht, handfeste Hinweise jedoch schon. Zum Beispiel in Nkolosos Biografie: Der Afonauten-Erfinder war zeit seines Lebens ein antikolonialer Aktivist. Bereits in den 1950er Jahren wurde Nkoloso zu einer wichtigen Figur der sambischen Unabhängigkeitsbewegung. Wegen Anstachelung zu zivilen Ungehorsam wurde er mehrfach verhaftet. Nach der Unabhängigkeit ernannte ihn Kenneth Kaunda, der erste Präsident Sambias, zum Leiter eines Instituts in Lusaka, das Freiheitskämpfer in anderen afrikanischen Staaten unterstützte.

Darüber hinaus lassen sich manche Ausführungen Nkolosos zu seinem Weltraumvorhaben fast zwangsläufig wie eine Kolonialkritik. «Wir haben den Mars von

unserem Hauptquartier aus mit Teleskopen untersucht und sind sicher, dass er von primitiven Ureinwohnern bevölkert ist», schrieb er einmal. Den Missionen, den er angeblich zum Mars schicken wollte, habe er während darauf hingewiesen, «dass er den Menschen dort das Christentum nicht aufzwingen darf, wenn sie es nicht wollen. Und über die angeblichen russischen und amerikanischen Agenten, die ihn spionieren sollten, hielt er fest: «Wenn ich meine Führungsrolle in der Raumfahrt behalten soll, müssen sie ohne Gerichtsverfahren inhaftiert werden.»

**Vorreiter des Afrofuturismus**

Was Nkoloso mit den Afonauten tatsächlich beabsichtigte, lässt sich wohl nie abschliessend beantworten. Für Namwali Serpell aber ist das gar nicht die wichtigste Frage. Wichtiger sei vielmehr, wieso sich lange kaum jemand habe vorstellen können; dass Nkolosos Vorhaben mehr sein könnte als eine verrückte Idee. Oder anders gesagt: Wieso hat die westliche Welt in dem Afrikaner jahrzehntlang nichts anderes sehen können als einen Spinner, der sich erfrechte, zu behaupten, mit den Supermächten zu konkurrieren? Was sagt das aus über unser Afrikabild – und über uns?

Heute gilt Nkoloso in manchen Kreisen als Visionär und als früher Vertreter des sogenannten Afrofuturismus. Diese Kunst- und Denkströmung hat den Anspruch, das oft zweifelhafte, mitunter fatalistische (Selbst-)Bild Afrikas zu ersetzen durch ein neues, selbstbewusstes, zukunftsgerichtetes Selbstverständnis des Kontinents.

Besonders für Künstlerinnen und Künstler waren Nkolosos Afonauten in den vergangenen Jahren eine Inspirationsquelle. Dazu gehören nicht nur einheimische Kunstschaffende wie Miko und Serpell, sondern etwa auch dieghanische Filmemacherin Nuotama Bodo, die mexikanische Fotografin Cristina de Middel und der deutsche Choreograf Christoph Winkler.

Nkolosos Traum vom Weltraum lebt also weiter. In der Kunst, aber auch als Denkanstoss und Inspiration für ein neues Afrikabild. Den Afonauten-Gründer selbst hätte dies wahrscheinlich gefreut. «Ich habe das Projekt noch nicht aufgegeben», sagte Nkoloso 1989 in einem seiner letzten Interviews auf die Frage, wie es um seine Raumfahrt pläne stehe. «Ich habe immer noch das Gefühl, dass sich der Mensch eines Tages frei von einem Planeten zum anderen bewegen wird.»

## Indonesien bahnt sich eine neue Dynastie an

Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung

Indonesien steht an der Schwelle zu einer neuen Dynastie. Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung. Die Familie Widodo ist seit 2014 an der Macht. Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung. Die Familie Widodo ist seit 2014 an der Macht. Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung. Die Familie Widodo ist seit 2014 an der Macht.

Indonesien steht an der Schwelle zu einer neuen Dynastie. Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung. Die Familie Widodo ist seit 2014 an der Macht. Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung. Die Familie Widodo ist seit 2014 an der Macht.

Indonesien steht an der Schwelle zu einer neuen Dynastie. Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung. Die Familie Widodo ist seit 2014 an der Macht. Die jüngere Generation von Präsident Joko Widodo bringt sich im Wahlkampf als Königsmacher in Stellung. Die Familie Widodo ist seit 2014 an der Macht.



NZZ

Kunst

# «Crumpled Newspaper» (2023)



nzz.ch/zillaleutenegger  
+41 44 258 13 83

## Exklusive serielle Unikate von Zilla Leutenegger für die NZZ

«Crumpled Newspaper» (2023)  
Transferdruck auf handgeformtem Porzellan,  
Edition von 50 seriellen Unikaten.  
Masse: ca. 15 x 15 x 15 cm (L x B x H).  
Subskriptionspreis: Fr. 3200.-,  
danach Fr. 3500.-

Bestellungen finden in der Reihenfolge ihres Eingangs Berücksichtigung.  
Voraussichtlicher Liefertermin: 6. November 2023.

Die Porzellanobjekte sind in Handarbeit von der Künstlerin geformt worden und stellen zerknitterte, in die Ecke geworfene Zeitungsknäuel dar. Auf jedem der Objekte wird ein anderes Detail der Tageszeitung preisgegeben, wobei gewisse Stellen sichtbar sind und andere sich in der individuellen und zufällig entstandenen Faltung verstecken. Zu entdecken ist die Frau, die in der dazugehörigen Kunstaussgabe der NZZ durch die Zeitung spaziert, innehält, auf die News reagiert – formal, farblich, in der Bewegung oder auch im Beiseitelassen.

Zilla Leutenegger ist für ihren charakteristischen Zeichenstil bekannt, der klare, kräftige Striche und starke Farbakzente umfasst. In den letzten fünf Jahren hat sie verstärkt an grosformatigen Monotypien auf Zeitungspapier, Büttenspapier oder Spiegelflächen gearbeitet. Getrocknete Spuren von Ölmalerei erzählen von der Entstehung der Zeichnung und werden oft ins Bild integriert. Die Künstlerin arbeitet regelmässig gleichzeitig in verschiedenen Medien. Daher können die Arbeiten auf Papier, Videoinstallationen oder Keramik oft als einzelne Szenen oder Kapitel eines grösseren Ganzen interpretiert werden. Leutenegger zelebriert einzelne Momente des Alltagslebens, die eine unerwartete Poesie entwickeln und durch die Unmittelbarkeit und Spontanität in jeder gezeichneten Linie Ausdruck finden.



Freitag, 15. September 2023

# Es kommt zum bürgerlichen Dreikampf

In der zweiten NZZ-Umfrage zu den Ständeratswahlen holt die FDP-Frau Regine Sauter auf – SP-Jositsch bleibt unschlagbar

ZENO SEIBERLER, DANIEL FEUTSCHKE

Der Zürcher Ständeratswahlkampf bleibt spannend. Die zweite repräsentative Umfrage von Opinion plus im Auftrag der NZZ zeigt, dass gerade im bürgerlichen Kandidatenfeld noch überhaupt nichts entschieden ist. Auch bei der Nationalratswahl gab es neue Erkenntnisse. Die wichtigsten Resultate in 7 Punkten.

■ **Daniel Jositsch auf eigener Fieschi**  
Nach wie vor ganz entspannt in die Wahl vom 22. Oktober ziehen kann bisheriger SP-Vertreter Daniel Jositsch. Knapp die Hälfte der befragten Stimmberechtigten gibt an, ihn aufzusuchen. Er liegt damit wie schon in der ersten Umfrage von Juli mit deutlichem Abstand an der Spitze des Feldes. Bleibe es so, dürfte er schon im ersten Wahlgang bestätigt werden. Jositsch ist auch mit Abstand die bekannteste Person im Kandidatenfeld – fast zwei Drittel der Befragten geben an, vor ihm gelobt zu haben. Dies dürfte nicht nur mit dem Ständeratswahlkampf zu tun haben, sondern auch mit seiner Bundesratskandidatur. Jositsch bewirbt sich öffentlichkeitswirksam um die Nachfolge von Alain Berset. Diese doppelte Ambition für Ständerat und Bundesrat scheinen ihm die Zürcher Wähler nicht überbrücken – im Gegenteil.

■ **Drei Bürgerliche fast gleichauf**  
Hinter Jositsch kommt es laut Umfrage zu einem spannenden Dreikampf. Die drei bürgerlichen Kandidaturen von Gregor Rutz (SVP, 31%), Regine Sauter (FDP, 29%) und Philipp Kutler (GLP, 28%) liegen praktisch gleichauf. Sie sind Stand jetzt die aussichtsreichsten Kandidaturen für den Sitz des obersten Ständerats. Rutz ist der einzige Bewerber, der bei der Sondierung im Juli die Nase vorn hatte. Die FDP-Nachbarin Sauter, die in der zweiten Umfrage noch auf dem vierten Platz lag, macht einen Sprung nach vorne und hat nun den Mitte-Nationalist Kutler überholt. Mit einer Standardabweichung von 1,3 Prozentpunkten darf man diese Rangierung aber nicht auf die Goldwaage legen.

■ **Falls Jositsch die Wiederwahl am 22. Oktober nicht antritt, könnte das Feilschen über den bürgerlichen Dreikampf losbrechen.**

■ **Kutler, Sauter und Rutz sind ziemlich divers**  
Herkunft des Stimmhalters ist in der Umfrage divers. Die Kandidaturen sind in der Umfrage unter ähnlich beliebten, dürfte auch die SVP werden (+2,9 Prozentpunkte).

■ **Wie verlässlich sind die Zahlen?**  
Die NZZ-Umfrage wurde zwischen dem 30. August und dem 10. September mit einem Online-Panel von Opinion plus durchgeführt. Befragt wurden 1413 Stimmberechtigte, 1110 von ihnen waren Stimmbewilligte. Die maximalen Standardabweichung in der Gruppe der Stimmbewilligten liegt bei 1,3 Prozentpunkten.

■ **Wir müssen uns bewusst sein, dass die Umfrage eine Momentaufnahme ist** – sagt Matthias Kappeler, der Geschäftsführer von Opinion plus. «Sie bildet den Stand der Dinge zum frühen September ab. Der Wahlkampf dauert aber noch einige Wochen, und die Parteien und Kandidaten werden versuchen, vor allem die Unentschiedenen auf ihre Seite zu ziehen.»

■ **Für wirklich fundamentale Verschiebungen bräuchte es aber schon ein Extremereignis.** Kappeler erwähnt die Zürcher Regierungsratswahlen von 2011. «Rund vier Wochen vor der Wahl sah es für den CVP-Vertreter Hans Hollenstein gut aus: die Umfrage zeigte ihn als problemlos wiedergewählt. Kurz danach aber sei Fukushima passiert, und viele Stimmberechtigte hätten umgeschwenkt: Hollenstein schied aus, und gewählt wurde der grüne Kandidat Martin Graf.

**Daniel Jositsch ist auch in der zweiten Umfrage vorne**  
Wähler, die Daniel Jositsch als Ständeratskandidat wählen, wählen zwei Personen, welche die Person ersetzen sollen, in Prozent



**Die Grünen sind mit Umfragen ein**  
Wähler, die Regine Sauter als Ständeratskandidat wählen, wählen zwei Personen, welche die Person ersetzen sollen, in Prozent



## Falls Daniel Jositsch die Wiederwahl am 22. Oktober nicht antritt, könnte das Feilschen über den bürgerlichen Dreikampf losbrechen.

Die Unterstützung von Daniel Jositsch und Philipp Kutler als Ständeratskandidat sind in der Umfrage divers. Die Kandidaturen sind in der Umfrage unter ähnlich beliebten, dürfte auch die SVP werden (+2,9 Prozentpunkte).



■ **Grüne und GLP kommen kaum vorwärts**  
Momentan recht weit zurück liegen die Nationalrätin und GLP-Fraktionistin Tiana Moser (22%) und der grüne Zürcher Ständerat Daniel Leupi (17%). Der Zug in den Ständerat ist für sie aber nicht ganz abgefahren. In einem zweiten Wahlgang ist vieles möglich. Leupi wie Moser sind bereits daran, sich im linken Lager, und da nicht zuletzt bei der SP, Unterstützung



zu sichern. So hat sich etwa die frühere Zürcher SP-Regierungsrätin Regine Aeppli für Moser ausgesprochen. Im Komitee von Daniel Leupi sitzt die SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr.

■ **Herkunft der Stimmen.** Die Umfrage von Opinion plus hat auch untersucht, aus welchen Lagern die Kandidaten ihre Unterstützung erhalten. Jositsch wird besonders breit getragen, der nicht als sonderlich links geltende SVP erhält sogar aus der SVP fast so viele Stimmen wie aus seiner eigenen Partei. Auch in der FDP und der GLP kommt er gut an. Dieser Support quer über das Parteienspektrum ist der Grund, warum er der charismatischste Kandidat ist – und warum er in früheren Wahlen so gut abschnitt.

■ **Nationalratswahlen: Verluste für die Grünen.** Abgefragt wurden auch die Wahlabsichten für den Nationalrat. Hier zeigt sich für den Kanton Zürich ein ähnliches Bild, wie es andere Umfragen schon auf nationaler Ebene festgehalten haben: Die Grünen werden die grossen Verlierer der Herbstwahlen 2023 sein. Während das letzte SRG-Wahlbarometer von einem schweizerweitigen Minus von 2,5 Prozentpunkten ausging, sind es in der NZZ-Umfrage von Opinion plus für Zürich satte 4,2 Prozentpunkte. Natürlich gibt es auch hier grosse Unsicherheiten.

■ **Wie verlässlich sind die Zahlen?**  
Die NZZ-Umfrage wurde zwischen dem 30. August und dem 10. September mit einem Online-Panel von Opinion plus durchgeführt. Befragt wurden 1413 Stimmberechtigte, 1110 von ihnen waren Stimmbewilligte. Die maximalen Standardabweichung in der Gruppe der Stimmbewilligten liegt bei 1,3 Prozentpunkten.

■ **Wir müssen uns bewusst sein, dass die Umfrage eine Momentaufnahme ist** – sagt Matthias Kappeler, der Geschäftsführer von Opinion plus. «Sie bildet den Stand der Dinge zum frühen September ab. Der Wahlkampf dauert aber noch einige Wochen, und die Parteien und Kandidaten werden versuchen, vor allem die Unentschiedenen auf ihre Seite zu ziehen.»

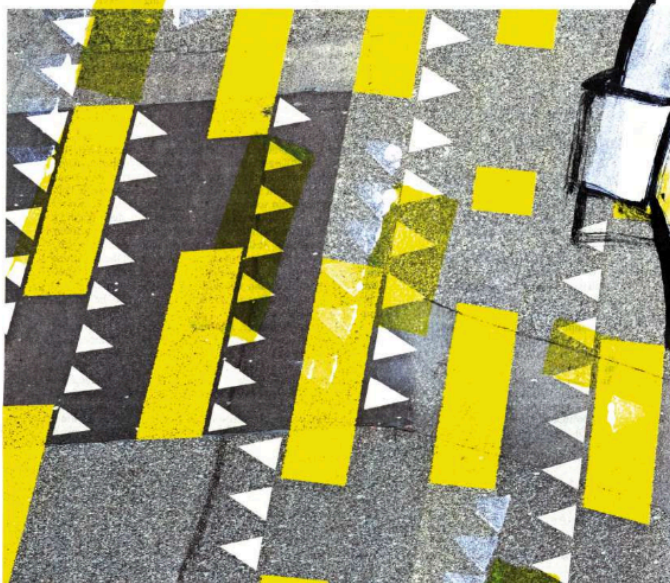
■ **Für wirklich fundamentale Verschiebungen bräuchte es aber schon ein Extremereignis.** Kappeler erwähnt die Zürcher Regierungsratswahlen von 2011. «Rund vier Wochen vor der Wahl sah es für den CVP-Vertreter Hans Hollenstein gut aus: die Umfrage zeigte ihn als problemlos wiedergewählt. Kurz danach aber sei Fukushima passiert, und viele Stimmberechtigte hätten umgeschwenkt: Hollenstein schied aus, und gewählt wurde der grüne Kandidat Martin Graf.



Illustration: Zeno Seiberler

# Fussgänger als Freiwild

Die von den rot-grünen Mehrheiten in den Städten gehätschelten Velofahrer stehen nicht über dem Gesetz. Sie müssen mehr Rücksicht auf Passanten nehmen – nicht nur wenn diese den Radweg überqueren. Von Erich Aschwanden



Eigentlich müsste die Stadt Zürich für den Weg vom Bahnhof Enge bis zum Bellevue Eintritt verlangen. Zumindest von Fussgängern. Für Pendler, die den Weg am Morgen zurücklegen, handelt es sich nämlich um einen Abenteuertrip. Die erste Mutprobe stellt an, wenn man den Uferweg entlang dem General-Guisan-Quai erreichen will. Beim Überqueren des Velowegs hat der Fussgänger die Wahl, entweder vom rechts nahenden Hipster-Vater mit zwei Kindern im Cargo-Bike umgefahren oder von der von links kommenden älteren E-Bikerin gestreift zu werden. Freiwillig die Geschwindigkeit reduzieren oder gar anhalten würde keiner der verbissenen radelnden Zeitgenossen. Vielmehr wollen diejenigen, die soeben den Zebrastreifen illegal überquert haben, den mühsam gewonnenen Vorsprung vorludigen.

Anschließend geht das Hausen und Stochen erst richtig los. Im Kampf um den knappen Raum schenken sich Fussgängerinnen, Fahrradfracks und die unvermeidlichen E-Scooter-Fahrer keinen Zentimeter. Teilweise wird in Viererkolonnen gefahren, haarsträubende Kreuzungen inklusive. Rücksichtslose Radfahrer bringen sich mit gewagten Manövern in Position, als ginge es um den Endspurt einer Tour-de-France-Etappe. Immer wieder muss sich der wehrlose Spaziergänger mit einem Sprung zur Seite in Sicherheit bringen. Einzelne Radler scheinen sogar Freude an dieser Jagd auf das Freiwild Fussgänger zu haben.

Zum Schluss wartet dann noch das Ultimate Level des Adventure-Games: das erneute Überqueren des Radweges beim Bellevue. Da sie hier unter dem Druck von ungeuldigen Automobilisten stehen sind die Velofahrer noch aggressiver unterwegs. Spätestens jetzt bereut man, dass man bei der Versicherungsgesellschaft, deren Hauptsitz man am Beginn des Fussmarsches passiert hat, keine Lebensversicherung abgeschlossen hat.

Die unliebsamen Begegnungen auf dem frühmorgendlichen Spaziergang gehören zu den ganz

In den letzten Jahren sind die Zweiradfahrer zur kritischen Masse geworden, und sie spielen die neu gewonnene Macht aus.

normalen Konflikten auf dem Weg. Vor allem in den Städten, wo die Zahl der Verkehrsteilnehmer explosionsartig ansteigt. Doch eines ist klar: In der Zweiradfahrer zu kritisieren, die sie spielen die neu gewonnene

## Gefühl der Unterlegenheit

Nicht zuletzt die Corona-Pandemie hat dazu beigetragen, dass immer mehr Personen in den Städten auf dem Fahrrad zurücklegen. Gefördert durch die Motorisierung des Verkehrs. Die E-Bike-Revolution hat es ermöglicht, auch im Alter und mit gesundheitlichen Einschränkungen zu schweifen. Doch es kommt eine ganze Armada von neuen Verkehrsmitteln hinzu, die sich auf dem Weg zum Fussgänger nach Belieben auf dem Trottoir wohlfühlen wie im abgetrennten Bereich. Die Gefahr sind die Masse der Zweiradfahrer, die sich nicht so schnell wie gewünscht vorankommen, nichts anderes signalisiert ist, so der Bürgersteig zu Fuss gehenden Bürger reserviert. In den dichtesten Zonen gilt es Fahrweise und Geschwindigkeit anzupassen, dass gefährliche Gegenüber Rücksichtnahme verpflichtet sind, aber auch regiert, die die Förderung des Fahrradverkehrs zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben erheben. Die Fahrradfahrer in allen Schattierungen, immer wieder werden Zeugen urbaner Klimaphobie, die Veloschnellstrassen sowie kostenfreie Parkings und Ladestationen erhalten.

Wer Velo-Aktivistinnen wie die Zürcherin Simone Brander wählt, erwartet eine Gegenleistung. So verspricht sich die Lobbyorganisation Pro Velo von ihr: endlich frischen Wind im Tiefbauamt,

als ob dort nicht schon längst die Zweirad-Apologeten das Sagen hätten. Keir Wunder, glauben Zweirad-Eiferer, sich alles erlauben zu können. Schliesslich kann man am letzten Freitag des Monats ungestraft die Critical Mass den gesamten Verkehr behindern. Die Streikaktionen vermitteln den Radfahrern das Gefühl, auf der richtigen Seite unterwegs zu sein. In der Entwicklung dabei um das Trottoir handelt. Die Schwächere sind die Fussgängerinnen und die Verdrängungsprozess, der seit der Motorisierung im Gang ist. Wer auf den eigenen Beinen unterwegs ist, wird von den übrigen Verkehrsteilnehmern zunehmend an den Rand gedrängt. Diese Entwicklung ist längst nicht mehr auf den städtischen Bereich beschränkt. Auch auf Wanderwegen, selbst in abgelegenen Gebieten, werden Wanderer von vorbeisirenden Autos mit oder ohne motorisierte Unterstützung eingeschreckt.

Auch in Bergregionen sind die Fussgänger zum Leidwesen der Politik. Angesichts der abnehmenden Bedeutung des Wintertourismus setzen sich die Gemeinden für mehr Investitionen im Gebirge ein. Die Zahl der Konflikte auf den Wanderwegen ist in den letzten Jahren explodiert. Es leben die E-Mountainbiker, finanzkräftiger und weitaus zahlreicher als Wanderer!

Die Konflikte zwischen dem Fussverkehr eigentümlich. Die Fussgängerin, die nicht beachtet wurde, hat das Recht, sich zu wehren. Die Politik zeigt eine Unterlegenheit gegenüber der Planung. Es hat sich gezeigt, dass die Bevölkerung (Bevölkerung und Autos) in den letzten Jahren aufgrund der Corona-Pandemie um einiges schneller in den Städten fast ein Drittel der Etappen zurückgelegt hat. Bei höchster Dichte in den Städten, wo dieser Wert früherer Zeiten erreicht hat. In diesem Buch von seinem Buch

Wir sind also zu Fussgänger-Gebieten und Fussgänger-Gebieten, die garantiert eine gute Wahl sind.

## einhalten

wie möglich zu minimieren, sondern es auch in der städtischen Verkehrsplanung. Es geht darum, mit Planung und Massnahmen die zur Verfügung stehende Fläche zu nutzen. Fussgänger müssen die Fussgängerplanung genossen. Sie sind nicht nur ein Glied der Kette und dürfen nicht nur ihre Anliegen sondern ihre Anliegen sind auch zu berücksichtigen. Fussgänger sind wir alle. In Zürich hat die Stadt Bern im September 2020 ist dort ein Richtplan für Fusswege. Er hat zum Ziel, die Stadt Bern zu Fuss unterwegs sind, attraktiv gestalten und lückenlose und sichere Wege zu schaffen. Nun müssen den Versprechungen Taten folgen.

Einzelnen Fussgänger, wenn etwa die Stadt Zürich auf einen gemeinsam genutzten Weg anzuzeigen für Biker aufstellen will. Die Fussgänger brauchen Mischflächen brauchen zu Fuss unterwegs sind, schlichte Fusswege sind Platz. Der falsche Weg sind mehr als 45 km/h auf bestimmten Fusswegen. Die Kritik an solchen Massnahmen ist manchmal etwas. Im schlimmsten Fall sind sie für noch mehr Aggressivität bei den Verkehrsteilnehmern.

Ein Rezept, um heikle Situationen zu meistern, der gar nicht entstehen zu lassen. Die Fussgänger werden da die Stärke, der seine Ansprüche kraft seiner Fähigkeiten setzen kann. Sie haben gegenüber den Biker eine Bringschuld, wie sie gegenüber den Fussgängerinnen haben.

Die Kultur der gegenseitigen Rücksicht muss sich ändern. So schwer ist das gar nicht. Es gilt, die geltenden Verkehrsregeln einzuhalten. Die Regeln nützen den Schwachen. Es darf nicht sein, dass Velofahrer nach Belieben auf dem Trottoir wohlfahren wie im abgetrennten Bereich. Die Gefahr sind die Masse der Zweiradfahrer, die sich nicht so schnell wie gewünscht vorankommen, nichts anderes signalisiert ist, so der Bürgersteig zu Fuss gehenden Bürger reserviert. In den dichtesten Zonen gilt es Fahrweise und Geschwindigkeit anzupassen, dass gefährliche Gegenüber Rücksichtnahme verpflichtet sind, aber auch regiert, die die Förderung des Fahrradverkehrs zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben erheben. Die Fahrradfahrer in allen Schattierungen, immer wieder werden Zeugen urbaner Klimaphobie, die Veloschnellstrassen sowie kostenfreie Parkings und Ladestationen erhalten.

Wer Velo-Aktivistinnen wie die Zürcherin Simone Brander wählt, erwartet eine Gegenleistung. So verspricht sich die Lobbyorganisation Pro Velo von ihr: endlich frischen Wind im Tiefbauamt,

Zulu 2023



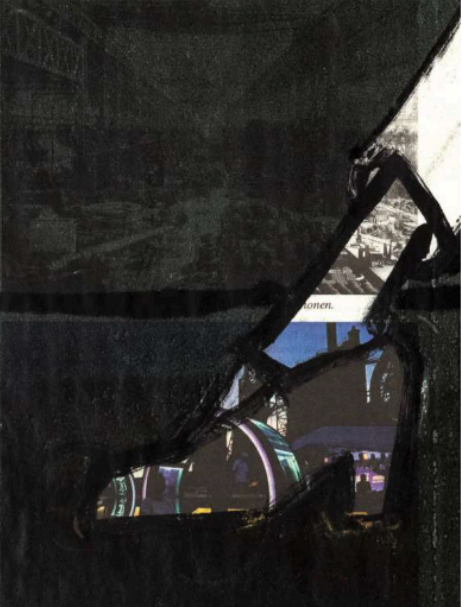
China...  
Schon...  
wäss...  
und...  
trieb...  
bitt...  
trogl...  
schl...  
Aus...  
nise...  
ist...  
zwei...  
nat...  
wo...  
Tas...  
trie...  
ene...  
Ver...  
geht...  
Nor...  
New...  
zu...  
Tech...  
lich...  
duk...  
der...  
Ser...  
We...  
Scr...  
kn...  
dec...  
ver...  
way...  
Noc...  
bid...  
hod...  
Kau...  
Zei...  
wir...  
ger...  
G...  
Sü...  
lis...  
wo...  
sen...  
tot...  
ber...  
brad...  
Bil...  
eine...  
glei...  
deh...  
sie...  
der...  
no...  
Da...  
bes...  
rka...  
im...  
che...  
hig...  
die...  
krat...  
auch...  
und...  
kan...  
ein...  
lehe...  
rüh...  
Qua...  
ken...  
Erg...  
In...  
Jah...  
Stru...  
zum...  
daz...  
auch...  
Ste...  
siop...  
log...  
ver...  
ver...  
zer...  
auf...  
stil...  
300...  
Bet...  
S...  
Noc...  
spe...  
che...  
Sta...  
hab...  
vor...  
tri...  
lie...  
Auf...  
net...  
am...  
ren...  
Joe...  
der...  
em...  
sch...



## «Wir zählen uns schon lange nicht mehr zum Rust Belt»

Ein kurzer Einblick in den Wirtschaftskreislauf der USA zeigt, wie manche Regionen die Krise der Sommermonate überstanden haben. Das Washingtoner Büro erzählt, wie er alle jene Billigermeister in Braddock und Kalamazoo zum Scheitern brachte.

Wirtschaftskreislauf in der Region Atlanta - Bill Holman - Easton



Moniteur d



## «Es gibt immer noch mehr Beamte als Künstler»

Die Debatte, ob zu viele Leute Kunst studieren, befremdet Zilla Leutenegger. Ebenso, dass man ein Werk von ihr neuerdings als anstössig empfindet, sagt die Künstlerin im Gespräch mit Birgit Schmid

Zilla Leutenegger, wie muss eine Wohnung sein, damit Sie sich daheim fühlen? Mir ist wichtig, wie das Licht in die Räume einfällt. Wie man hineingeht und wo man hinausgeht. Oder wie die Wände mit der Decke verbunden sind. Ich finde es schön, wenn Wände, Boden und Decke aus verschiedenen Materialien sind, das wertet einen Raum auf. Hier in meinem Atelier sind sie aus Gips, Stein und Holz. Das gefällt mir.

In Ihren Installationen bauen Sie Stuben oder Schlafzimmer nach: angedeutet durch einen Fauteuil oder ein Kinderbett. Wohnen steht bei Ihnen für ein Lebensgefühl. Können Sie das erläutern? Es ist ein Urbedürfnis des Menschen, sich zu schützen. Er hat sich Höhlen gesucht und später Hütten und dann Häuser gebaut, suchte Schutz vor Wetter, Tieren und anderen Gefahren. Heute bedeutet Wohnen mehr, als bloss ein Dach über dem Kopf zu haben. Der Schriftsteller Georges Perec hat sich in seinem Buch «Träume von Räumen» wunderbar damit auseinandergesetzt: Man füllt die Räume mit Leben aus, trägt in sie hinein, was man draussen erlebt hat, richtet sie mit Geschichten ein.

Braucht es Zeit, um einen Raum zu beleben? Wie ist das bei Ihnen? Ich zog mit meinen Eltern zwölfmal um. Wir mussten uns immer wieder an neuen Orten in neuen Räumen einrichten. So stellte ich mein Zimmer laufend um. Dieses stetige Sich-neu-Erfinden hat mich geprägt – und deshalb sind Räume in meiner Arbeit so wichtig.

Warum wechselte Ihre Familie so oft den Wohnort? Bei meiner Geburt studierte mein Vater Medizin in Zürich. Durch die vielen Assistenzstellen arbeitete er immer wieder in einem anderen Kanton. Meine Kindheit wurde zu einer Tour de Suisse.

War die Zügelung nicht schwierig als Kind? Ich bin ein neugieriger Mensch, deshalb konnte ich neuen Orten immer etwas abgewinnen. Und beim Einrichten gewann ich Sicherheit. Weitaus schwieriger war der soziale Aspekt: jedes Mal neue Freunde zu finden, mich an eine neue Schule zu gewöhnen.

Hat Sie das gelehrt, sich mit sich selber zu beschäftigen? Sind Sie gerne allein? Ich liebe es, allein mit mir und meinen Gedanken zu sein. Das ist auch die Art, wie ich arbeite. Nicht gerne allein bin ich auf Reisen, in Hotelzimmern. Da bekomme ich eine Ahnung davon, was Einsamkeit bedeuten könnte.

«Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr», schreibt Rilke. «Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben.» Was bedeutet Ihnen der Herbst? In Graubünden, wo ich herkomme, leuchten im Herbst die Lärchen gelb und goldig. Ich mag diese Jahreszeit am liebsten. Das Licht ist von einer Schönheit, es bricht mir jeweils fast das Herz.

Das Vergehen der Zeit tut weh, aber Sie erkennen auch eine Schönheit darin?

Ich habe nicht gern, wenn die Sonne senkrecht steht und der Schatten unter den Möbeln liegt wie im Sommer. Die jetzt länger werdenden Schatten sagen viel über unser Dasein aus. Alles ist gerade im Herbst, als wollten die Tage nie aufhören. Sie zehren vom Licht, bis der Schatten alles einnimmt und die Dunkelheit kommt und die Schwere. Den Winter habe ich nicht gern. Die Schönheit des Herbstes aber nimmt mir den Atem. Er weckt in mir eine solche Sehnsucht.

Sind auch Kindheits Erinnerungen damit verbunden? Wir spazierten früher durch die Buchenwälder rund um Maienfeld und sammeln Buchennüsse. Ich habe den Geruch des Herbstes von damals noch in der Nase.

Für Schatten braucht es Licht. Sie inszenieren beides, indem Sie etwa den Mond in ein Schlafzimmer scheinen lassen, wo er die Wände mit Schatten belebt. Dabei hilft mir ein Videoprojektor. Er ist etwas unterfordert, weil er nichts anderes machen muss als Licht. Mit ihm könnte ich Filme zeigen, er darf bei mir aber gerade einmal das Standbild eines Lichtkegels einer Lampe projizieren. Mir tut er immer etwas leid, da er zu kurz kommt bei den Fähigkeiten, die er eigentlich hat.

Sie wuchsen mit Katzen und Hunden auf. Katzen seien die sichtbare Seele des Zuhauses, hat Jean Cocteau gesagt. Haben Sie deren Präsenz auch so erlebt? Ja. Dabei mochte ich, wie sich Hunde und Katzen in ihrer Andersheit begegnen, wenn sie zusammen aufwachen. Trotz ihrer Andersartigkeit akzeptieren und respektieren sie sich gegenseitig. Bei uns waren sie immer miteinander befreundet. Wenn wir mit dem Hund spazieren gingen, kam die Katze nach.

Haben Sie Haustiere? Wir haben General Guisan, eine Burmakatze und ein wirklich feiner Kerl. Die Rasse gilt als Hund unter den Katzen. General Guisan knurrt, wenn uns jemand besucht. Also habe ich nun doch wieder beides: einen Hund und eine Katze in einem.

Sie haben Ihren Kater nach dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee während des Zweiten Weltkriegs genannt? Der Name stammt nicht von mir, den gab ihm die Züchterin. Im Alltag rufen wir ihn der Einfachheit halber Gigi.

Im Film «Zilla» von Iwan Schumacher erfährt man, dass Sie sich als Kind gerne mit dem damaligen Familienhund unter eine Treppe verzo gen. Was taten Sie dort?

Er hiess Joker, ein Bobtail, der sich vor Gewitter fürchtete und auch sonst sehr ängstlich war. Der Ort unter der Treppe war für ihn ein sicherer Platz. Dort tröstete ich ihn, redete ihm gut zu, wenn es blitzte und donnerte, hörte mit dem Stehtoskop sein Herz ab. Ich erfand eine Hundesprache, mit der ich mit ihm kommunizierte. Ich war überzeugt, dass er mich versteht.



Möbelhäuser seien für sie traurige Orte, sagt Zilla Leutenegger.

MAURICE HAAS FOR NZZ

«Der Herbst ist meine liebste Jahreszeit. Das Licht ist von einer Schönheit, es bricht mir jeweils fast das Herz.»

Damals waren Treppen ein Zufluchtsort, heute tauchen sie in Ihrer Kunst auf. Es war eine geschwungene, eine Art Treppe wie bei Harry Potter, der ja auch unter einer Treppe wohnte. Es stimmt, ich habe Treppen gerne. Für die Installation «Spiral Stair», die gerade in Madrid zu sehen ist, habe ich eine Wendeltreppe gebaut, die in einen unsichtbaren Raum führt – also am oberen Ende einfach abbricht.

Sie sagen: Jedes Haus, jede Wohnung sollte einen unerforschten Raum haben. Ist die Treppe so ein Ort? Ja. Im Haus in Trimmis war es der unzugänglichste Ort. In einem anderen Haus gab es eine Kellertreppe, die zu einem Kerker führte. Als Kinder mussten wir all unsern Mut zusammennehmen, um hinunterzugehen.

Was kann so ein unerforschter Ort auch noch sein? Ich meine damit auch: ein Zimmer für mich allein. Es ist ein Ort, der einen Gedankenrückzug ermöglicht und anderen verschlossen bleibt. Am Ende ist es auch ein unerforschter Ort in meinem Kopf: das Unbewusste.

Wenn Lift und Treppe vorhanden sind – was von beidem nehmen Sie? Immer die Treppe. An ihr erkennt man, wie die Räume erschlossen sind. Wie kommt man in einen Raum hinauf und

wieder hinunter? Auch deshalb fahre ich in einer Stadt viel lieber Taxi als U-Bahn: So erschliessen sich mir die Orte. Auch eine Treppe, die einfach aufhört und nirgendwohin führt, wie ich sie in manchen Arbeiten verwende, finde ich cool. Sie vergrössert einen Raum.

Kann auch Kunst solche Phantasieräume eröffnen? Es ist grossartig, wenn das gelingt. Sie haben vorhin Rilke zitiert. Ich liebe auch sein Gedicht «Der Panther». Bei ihm wird der Körper zum Raum, wenn es heisst: «Nur manchmal öffnet sich der Vorhang der Pupille, und es kommt ein Bild herein und hört im Herzen auf zu sein.» Das Bild geht durch die Augen hinein und im Körper herum. Plötzlich hat man ein Gefühl für das Bild. Es berührt einen.

Träumen Sie nachts? Träumen Sie gerne? Meine Urideen kommen aus Bildern und Erinnerungen, und diese entstehen auch in den Nächten. Selbst wenn ich die Träume nicht mehr genau erinnere, bleibt etwas hängen. Die Bilder werden aber auch generiert, wenn ich eingeladen werde von Museen oder Institutionen und einen Raum zum ersten Mal sehe. Es sind wunderschöne Momente, wenn ich dann merke, dass es matcht.

Besuchen Sie gerne Möbelhäuser? Ikea zum Beispiel?

